

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Seines Vaters Gebet.

(Skizze von Stefan Marjan.)

Vier Wochen waren bereits seit dem Tage vergangen, an dem man den Bergmann Franz Grunert auf den Friedhof hinausgetragen hatte — herabstürzende Kohlenmassen hatten den Körper entseelig verstümmelt und das Leben in ihm erwürgt.

Ungefähr eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang machten sich Mutter und Sohn zum Ausgehen fertig — es war die Zeit, wo sie gemeinsam auf den Friedhof hinausgingen, um das Grab des teuren Toten zu besuchen. Sie wollten es solange tun, bis wichtigere Sachen den einen oder den anderen von ihnen an diesen Besuchen behinderten. Nachdem die Mutter die Wohnung abgeschlossen hatte, verließen beide mit langsamen Schritten das Haus.

Allzuweit war es nicht zum Friedhof, und nach ungefähr einer Viertelstunde standen sie vor dem hohen, eisernen Gittertor. Lang, unendlich lang erschien dieser Friedhof jedem Besucher, der ihn zum ersten Male sah. Viel dazu mag der gerade genau durch die Mitte des Friedhofs gehende Weg beigetragen haben — ebenso auch die verschiedensten Bäume, Sträucher und Grabmäler rechts und links von ihm. Doch Erich, der in den letzten Tagen so oft schon hier gewesen war, hatte sich an diesen Anblick bereits gewöhnt, und er wußte, daß der Friedhof entfernt nicht so groß war, als er im ersten Augenblick erschien.

Als Mutter und Sohn hinter das Gittertor traten, verstummte das Gespräch, das sie bis dahin ziemlich lebhaft geführt hatten. Jedemal, wenn Erich hier ging, fühlte er sich von einem bis dahin noch nicht gekannten Gefühl erfaßt. Es war etwas, das ihm Schauer über den Leib trieb, ihn selbst aber nicht ängstigen konnte. Dieses Gefühl in Worten wiederzugeben hätte er nie vermocht — er konnte es nur erleben.

Heute, scheinbar unter dem Einfluß dieses Gefühls, zerbrach er sich den Kopf, ob es den anderen Menschen auch so zumute sei wie ihm, wenn sie hier an den Ort des ewigen Ausruhens von diesem armseligen Leben kamen. Um sich selbst auf die Frage seiner Gedanken Antwort zu geben, begann er die Züge seiner Mutter zu beobachten, ob er darin wohl etwas von ihrem Empfinden wahrnehmen könnte. — Ihrem kummervollen Antlitz merkte Erich es an, daß sie ganz anders dachte und empfand als er selber. Und eine unerklärliche Scheu hinderte ihn daran, eine Frage an sie zu richten.

Langsam gingen beide auf dem Hauptweg entlang, bis sie, in Höhe des Grabes angekommen, dann nach links einbogen. Fast lautlos schritten sie jetzt zwischen den Gräberreihen weiter.

Nichts unterschied den Hügel von den anderen, die fast unübersichtbar waren. Erich merkte es eigenartig an, wenn er angesichts dieser vielen Gräber an die Menge der noch Lebenden dachte. Unbegreiflich erschien es ihm fast, daß außer seiner Mutter und ihm überhaupt noch Menschen auf der Welt leben sollten. Die Stille und Größe des Friedhofs, die unzählig erscheinenden Grabhügel mit ihren einfachen Holzkreuzen, die vielen Gerüste und Marmorsteine sowie das Fehlen jedes menschlichen Lautes, dies alles stürmte auf seine Seele ein und ließ derartige Gedanken in ihm aufkommen.

Erich stand am Grabe seines Vaters, den Blick auf das gelbe, mit einem einfachen Porzellan Schild versehene Holzkreuz gerichtet. Die Mutter kniete und verrichtete Gebete. — Erich stand immer noch und dachte, dachte an ihn, den liebsten Menschen, den besten Freund — er dachte an seinen plötzlich und auf gewaltsame Art ums Leben gekommenen Vater. . . .

Indessen senkte sich die Sonne langsam aber beständig dem Horizonte zu und nahm allmählich aber deutlich wahrnehmbar an Lichtfülle und -kraft ab, je tiefer sie sich neigte. Als eine große rote

Scheibe schwebte sie jetzt über dem fernen Walde, der, an jener Stelle einen tiefen Sattel bildend, einem schwarzen Ungeheuer gleich, nach ihr zu schnappen schien. — Und langsam versank sie in diesem schrecklichen Rachen. Als wenn die Natur mit angehaltenem Atem den Sonnenuntergang beobachtet hätte, so still und lautlos kam Erich alles vor.

Plötzlich flammten die Schäferwolken in Rosakleidchen am Himmel auf — das letzte Abschiedswinken der bereits untergegangenen Sonne. Erich dünkte dies wie ein wahrnehmbares Ton, mit dem die Sonne Abschied von der Erde nahm. Und nun kam auch wieder Leben in die wie erstarrt dastehende Natur. Alles schien ihr, der Lebensspenderin das Abschiedswinken zu erwidern; denn langsam bewegten sich die Zweige der Sträucher, die Blätter der Bäume, und verschiedene Töne durchzitterten wie leise verhaltenes Weinen den kaum zu spürenden Lufthauch, der gleichsam von einer zum Abschied winkenden Hand zu kommen schien. . . .

Dies alles klang in einem tiefen und langgezogenen Akkorde von wunderbarer Reinheit in Erichs Seele aus. — Und sanft, wie der schüchternen Blick einer Jungfrau den Geliebten umfaßt, umfing die Melodie seine Seele. . . .

In leisen, langsamen Tönen erklang sein Inneres von jener schwermütigen Weise wider, die einem Bergmannsliede eigen war und das sein Vater so gern gehört hatte, wenn Erich es in der Dämmerung am Klavier vortrug. Wenn der letzte Ton dieses Liedes in dem dunklen Zimmer gleich dem letzten Seufzer eines Sterbenden Bergmannes im finsternen Stollen zitternd verhallte, dann wartete Erich auf den nächsten Wunsch seines Vaters. Und er hörte, wie der Vater mehr hauchte als sagte: „Das Bergmannslied, mein Kind!“

Diese Schöpfung erschütternder Töne mußte Erich langsam — viel langsamer als vom Komponisten geschrieben — und ganz leise seinem Vater vorspielen. Einmal hatte er das Spiel unterbrochen und seinen Vater gefragt, worüber er dabei nachdachte. Und mit leiser Stimme hatte damals der Vater gesagt: „Ich denke nicht —, ich danke und bete, mein Sohn.“

Seit dieser Zeit hatte Erich niemals mehr das Spiel unterbrochen — um des Vaters Gebet nicht zu stören. — Und so betete auch Erich am Grabe seines Vaters. Er hätte weinen können, nicht laut, aber unendlich tief und schwer, so, wie sein Inneres jetzt weinte, während die schwermütigen Klänge, nur ihm vernehmbar, seine Seele erschütterten und zerrückten.

Langsam stand Erichs Mutter auf, die während der ganzen Zeit kniend gebetet hatte. Lange sah sie ihren Sohn an, der mit tief gesenktem Kopfe wie ein der Erde Entrückter vor ihr stand. Jetzt trat sie an seine Seite und berührte seinen Arm. Etwas vorwurfsvoll sagte sie mit leiser Stimme: „So knie doch hin und sprich ein Gebet für die arme Seele deines Vaters! Wir müssen bald aufbrechen, da wir sonst hier eingeschlossen werden.“

Wie eine frevelhafte Entweihung seiner heiligsten Empfindungen berührten ihn diese Worte, trotzdem seine eigene Mutter sie sagte. Gerade weil seine Mutter so sprach, erschreckte es ihn. Nie würde sie ihn verfluchen, weil sie seinen Schmerz nicht begreifen konnte. Seine Mutter vermochte ihren Schmerz durch Gebete zu lindern, wie sie fast jeder Mensch auswendig wußte und meistens gedankenlos vor sich hinplapperte. Doch sein Schmerz war anders. Er glich einem Stein, der in die Tiefe des Meeres versenkt wurde, und der stets dort bleiben muß, weil niemand ihn sehen und von dort herausholen kann. Und bis auf den Grund seiner Seelenfiese war der Schmerz um seinen Vater gesunken. Niemand, kein Mensch konnte ihn sehen — auch keine Mutter nicht.

Während dieser Gedanken hatte Erich verständnislos seine Mutter angeschaut. Jetzt öffnete er die Lippen und sagte langsam und schwer: „Ich habe schon gebetet.“

Und nach einer Pause: „Wie mein Vater es verlangte.“ —

*) Aus einem noch un veröffentlichten Roman „Weil sein Vater Sozialdemokrat war“.

Ich sah Menschen grinsen . . .

Von Willi Birnbaum.

Die Nacht ist kühl und herb. Ich bin einsam durch die Straßen der Stadt geschritten. Laut hallend mein Schritt. Kaum ein Licht die Finsternis durchbricht.

Da hab ich an die Not gedacht, die über den Häusern lastet wie ein Alp, selbst im Schlaf, in Träumen Mann und Frau umschleicht, kostgrausam in hungerweide Augen grinst, Kinder vor Hunger weinen, wimmern läßt . . . und mit Schrecken an den Tag, da die Bestie erwachen könnte, durch Land und Städte rast, verwüstete Felder und rauchende Trümmerstätten schafft, raubtierhafte Energien lodern . . . und in stumpfes Verzagen, mutlos Ergeben sein münden . . .

Ich hab an das Leid gedacht, an die Kraft der Zerstörung!

Da hatte ich eine Vision . . . schreckhaft, unvergesslich, und doch so wahr: Ich sah Menschen grinsen und sich reiben die Hände . . . „Politiker.“ Trödler, Lumpenhändler!

Das Leben auf anderen Weltkörpern.

Von Arnold Köllner.

Fragend richten wir in stillen Nächten den Blick auf das Sternengewirr am Firmament. Winzige Lichtpünktchen, die da leuchten, und doch Welten von unfassbaren Dimensionen; Sonne von größerer Wärme, größerer Helligkeit als die, die uns Erdenkindern scheint. Und zwischen diesen Myriaden gigantischer Sonnenkugeln hier und da ein Stern mit ruhigem Licht, der gleich unserem irdischen Planeten seinen milden Glanz von der Sonne empfängt. Seit vor 300 Jahren Galilei das erste Fernrohr auf die Wandelsterne richtete, und seit die Wissenschaft in Generationen hindurch dauerndem Forscherdrang erkennen lernte, daß die Planeten Erden wie unsere Erde, daß auch jene unendlich fernen, fremden Sonnen sicherlich von dunklen Begleitern umgeben seien, da begann immer mehr die große Frage die Menschheit zu beschäftigen: Sind auch jene Geschwistersterne der Erde von lebendigen Wesen bewohnt, haufen dort vielleicht Geschöpfe, größer, klüger,urchtbarer und mächtiger als der Mensch, der solange gewohnt war, sich und seinen winzigen Erdenball als den Mittelpunkt des Universums zu betrachten?

Niemand hat es bisher vermocht, diese Frage zu lösen, so einwandfrei zu lösen, wie es von der exakten Wissenschaft verlangt wird. Aber der grübelnde Menscheng Geist hat doch versucht, jene Erscheinungen zu deuten, die die optischen Hilfsmittel von den Himmelsfernen zu uns tragen. Wir erkannten auf dem Monde gewaltige Gebirge und zerklüftete, vielleicht erloschene Krater, erblickten auf seiner hellbestrahlten Kugel Länder und Meere, Sonnenlicht und Schatten. Aber wir erkannten auch, daß der Trabant der Erde der Atmosphäre und des Wassers entbehrt, und lebende Wesen, wenigstens nach unserer Vorstellung, vermögen auf ihm nicht zu existieren. Da entdeckte Schiaparelli jene seltsamen, geheimnisvollen Linien auf der Oberfläche des Planeten Mars, die in schnurgerader Richtung verlaufen und sich oft verdoppeln. Der italienische Astronom nannte diese überaus feinen Linien Kanäle, denn er machte die verblüffende Beobachtung, daß das Polareis, an seiner weißen Farbe erkenntlich, im Marsommer ersichtlich zusammenzuschmolz, daß aber denn die Farbe der längs der Kanäle gelegenen Regionen frischer wurde, ja, geradezu grünlich schimmerte. Percival Lowell, der berühmte amerikanische Marsforscher, erklärte, es könne nach seinen Wahrnehmungen gar kein Zweifel bestehen, daß die Farbe der Marsoberfläche längs der Kanäle im Marsommer einen grünlichen Schimmer annehme. Was lag näher, so schloß man aus diesen Beobachtungen, als die Annahme, daß der Mars von denkenden Wesen bewohnt sei, von Wesen, die über Hilfsmittel von gigantischer Wirkung verfügen, um ihren Weltkörper mit so großartigen künstlichen Wasserläufen versehen zu können. Denn es steht fest, daß Mars, älter und kleiner als die Erde, schon einen großen Teil seines Wassers verbraucht hat. Daraus schloß man, daß eine riesige künstliche Bewässerung nötig sei, um die verdorrnde Marswüste im Sommer mit neuer Vegetation zu erfüllen und die Schmelzwasser aus der Polarregion in die Äquatorialgebiete des Planeten zu leiten. Nur dazu konnten die Kanäle dienen, und nur denkende Wesen von höchster intellektueller Bervollkommnung konnten aus ihrem Selbsterhaltungstrieb heraus so ungeheure Werke schaffen.

Diese Schlüsse entbehren nicht der Logik; aber man muß zugeben, daß sie bisher rein hypothetisch sind. Man braucht sich allerdings nicht durch die von manchen Astronomen vertretene Anschauung irre machen zu lassen, daß die Marskanäle nicht existieren. An ihrer Existenz, wohl verstanden, an dem Vorhandensein jener feinen, geradlinigen Erscheinungen, die man mangels einer besseren Erklärung der Kanäle nennt, ist nicht zu zweifeln. Hunderterfach sind sie seit ihrer vor mehr als 45 Jahren gemachten Entdeckung beobachtet und von den verschiedenen Forschern übereinstimmend gezeichnet worden. Aber ob sie tatsächlich Kanäle, Wasserläufe und noch dazu künstliche sind, das zu entscheiden, ist uns bisher nicht gelungen.

Damit kommt auch die Hypothese von dem Vorhandensein denkender Lebewesen auf dem Mars ins Wanken, und mangels befriedigender Aufschlüsse beginnt wieder mehr die Frage die Gemüter zu beschäftigen, ob das organische Leben nicht nur auf der Erde, sondern überall im Weltall eine Heimatstätte hat, und wie

es auf jenen Weltkörpern Fuß faßt, die sich erst allmählich aus glühend heißen Gasballen zu festen Körpern umgewandelt haben. Man kann dieser Frage nur mit den Hilfsmitteln der modernen Physik zu einer Lösung verhelfen. Geht man von der Tatsache aus, daß die Erde mit Myriaden kleinster, einzelliger Lebewesen, Bakterien und Sporen bevölkert ist, unter denen zahlreiche Mikroorganismen vorhanden sind, die ganz außerordentliche Kältegrade vertragen können, Temperaturen, wie sie im freien Weltraum herrschen, so muß man sich darüber klar sein, daß es in den Jugendtagen der Erde, als diese noch ein glühender Ball war, alle diese kleinen Lebewesen auf der Erde nicht gegeben haben kann. Nun werden aber diese Mikroorganismen zweifellos von der Erde auch zu Myriaden wieder in den Weltraum entlassen, weil sie zu klein sind, um der Anziehungskraft der Erde noch zu gehorchen. Außerhalb der Grenze unserer Atmosphäre werden sie von dem Lichtdruck der Sonne erfasst, der sie in unendliche Fernen schleudert. Denn Maxwell hatte die Theorie aufgestellt, Arrhenius und Schwarzschild haben experimentell bewiesen, daß die abstoßende Kraft des Lichtdrucks in ihrer Wirkung auf alle kleinsten Massen die Anziehungskraft übersteigt. Es ist der gleiche physikalische Vorgang wie bei der Bindung der Kometenschweife, deren ungemein geringe Materie durch den Druck des Lichts von der Sonne abgetrieben wird. Und wie die Materie der Kometenschweife sich über die ganze Bahn der Kometen verteilt, so werden auch jene Sporen und Bakterien in den unendlichen Weltraum getrieben, bis sie irgendwo in die Bahn eines Planeten gelangen, und von diesem angezogen werden. So vermag sich auf diesem Planeten in Millionen von Jahren wiederum der organische Entwicklungsengang vom einzelligen Lebewesen bis zu den höchsten Stufen der Vollendung zu wiederholen. Und da man annehmen muß, daß die Zahl der im Weltall treibenden Mikroorganismen unendlich groß ist, so ist der Schluß berechtigt, daß es keinen Himmelskörper gibt, der, sofern er die Bedingungen für die Ausbildung organischen Lebens erfüllt, völlig ohne Lebewesen ist. Nichts hindert uns, diese Hypothese dahin zu erweitern, daß die Einzeller durch den Lichtdruck aus dem Bereich des Sonnensystems, in dem sie ihren Ursprung haben, hinausgetrieben werden, um sich in anderen Sonnensystemen auf deren uns unsichtbaren und unbekanntem Planeten niederzulassen.

Periodische Seen.

Von Johann Charlet.

Die eigentümliche Naturerscheinung des Neusiedler Sees an der Grenze von Oesterreich und Ungarn, der bisweilen vollkommen verschwindet (siehe „Vorwärts“ vom 18. März 1923), steht durchaus nicht so vereinzelt da. Im Karstgebiet Krains liegt der Zirknitzer See, der schon von alters her Stoff zu Märchen und Sagen in großer Fülle geliefert hat. Er zeichnet sich durch seine Periodizität aus, d. h. er hat nur zu gewissen Zeiten Wasser, während er in anderen Zeiten trocken liegt. Schon den Römern war die Eigenart des Zirknitzer Sees bekannt; es wird behauptet, daß er Strabos Lacus lugens sei. Das zeitweise Versinken des Wassers ist auf die Besonderheiten der Karstlandschaft zurückzuführen. Ein derartiges Gebiet ist stark zerklüftet; häufig finden sich Erdrichter, Dolinen genannt. Auch im Zirknitzer Seebecken sind viele solcher Dolinen, durch die Wasser in das Innere des Gebirges abfließt; an weit entfernten Stellen tritt es schließlich wieder als Quelle zutage. Die Länge des Zirknitzer Sees beträgt bei mittlerem Wasserstand 1,9 bis 3,8 Kilometer, die Breite 700 Meter; er nimmt eine Fläche von über 2100 Hektar ein. Bei hoher Flut, wie sie bei reichlichen Niederschlägen vorhanden ist, wächst der See um mehr als das Doppelte an; er bedeckt dann einen Flächenraum von etwa 5700 Hektar. Bei mittlerem Wasserstand beträgt die größte Tiefe des Sees über 17 Meter. Vier Inseln ragen aus dem Wasser auf, von denen die größte ein Dorf trägt. Bei längerer Trockenheit verliert sich das Wasser durch die trichterförmigen Löcher auf dem Boden des Sees.

Auch in Deutschland gibt es einen solchen periodischen See, den Bauerngraben im Südburgenland, in der Gegend von Kofka. Zwischen den Harzvorbergen, die aus der Goldenen Aue aufsteigen, und der eigentlichen Gebirgsmasse des Harzes erstrecken sich mehrere Längentäler, die dem Streichen des Gebirges folgen. In einem dieser Täler, dem Agnesdorfer Tal, liegt der Bauerngraben. Die der Goldenen Aue zugekehrten Bergabhänge sind sanft geneigt; sie bestehen aus Buntsandstein. Dagegen fällt der dem Agnesdorfer Tal und dem Harz zugekehrte Hang steil ab; er wird von Zechsteingips gebildet.

Das Seebecken hat eine eirunde Form und erstreckt sich ungefähr von Südwest nach Nordost. Im Südwesten und Süden grenzt es an den steilen Gipsabsturz, im Norden und Nordwesten greift es in die Sohle des Agnesdorfer Längentals ein. Im südwestlichsten Ende des Beckens ist ein weiter Trichter mit scharfen und dabei vielfach eingerissenen und gesurchten Wänden. Hier tritt das harte Gipsgestein zutage. Den tiefsten Teil des Trichters durchziehen viele mehrere Zentimeter breite Spalten, die in das Innere der Gipschichten hinabführen. Von Norden her tritt ein Bachbett in das Seebecken ein und zieht sich bis zu dem Trichter hin. Zur Zeit der Schneeschmelze und nach ausgiebigen Regenfällen führt der Bach Wasser; sonst liegt sein Bett trocken, wie dies bei den Gebirgsbächen häufig der Fall ist. Winter fließt nun das Wasser durch den Trichter nicht ab, sondern erfüllt ihn und auch das Seebecken. Der Bauerngraben ist dann tatsächlich ein See und bleibt es manchmal jahrelang. Obwohl der Bach immer wieder Wasser zu-

führt, fließt der See doch nicht über. Wahrscheinlich nimmt der Ueberfluß des zufließenden Wassers seinen Weg durch seitliche, an den Böschungen des Seebeckens vorhandene Spalten.

Auch die Eigenarten des Bauerngrabens sind aus dem Gestein zu erklären, in dem er liegt. Der Gips zeigt ebenfalls Karst-erscheinungen. Das den Gips durchdringende Wasser löst ihn zum Teil auf und führt ihn weg. Die dadurch entstehenden größeren und kleineren Hohlräume erweitern sich immer mehr und fallen schließlich in sich zusammen. An der Oberfläche macht sich dann ein solcher Einsturz als Erdfall bemerkbar. Die Erdfälle sind auch im Gipsgebiet äußerst häufig. Sie haben trichterförmige Gestalt und sind entweder trocken oder von Wasser erfüllt. Auch das Seebecken und der Trichter des Bauerngrabens sind solche Erdfälle. Werden nun durch Einstürze im Innern des Gebirges die Abzugskanäle des Bauerngrabens verstopft, dann staut sich das Wasser zu einem See auf. Gelingt es den stetig arbeitenden Wassern, sich neue Durchlassöffnungen zu nageln, so können sie wieder abfließen und durch Klüfte und Höhlungen zur tiefer gelegenen Goldenen Aue vordringen, um hier als Quelle erneut ans Tageslicht zu kommen. Im Frühjahr 1921 war der Bauerngraben noch von Wasser erfüllt, im Sommer lag er jedoch völlig trocken und wurde beackert.

Wenn der See mit Wasser gefüllt ist, dann leben auch Fische in ihm. Sie kommen wohl aus den tiefer liegenden fischreichen Wasseransammlungen, mit denen der Bauerngraben in Verbindung steht. Das Entstehen und Verschwinden des Sees geschieht nicht plötzlich, „über Nacht“, wie es im Volksmund heißt; das Wasser kommt allmählich. Bei starken Niederschlägen wird das Auffüllen allerdings rascher vor sich gehen als in trockenen Jahreszeiten. Auch das Verschwinden des Wassers geht nur allmählich vor sich, wenn durch die lösende Wirkung des durchsickernden Wassers die Spalten in der Nähe der verstopften Stellen größer geworden sind, so kann durch Einsturz eines vielleicht nur ganz kleinen Hohlraums die Wassermasse sich Bahn brechen. Der Bauerngraben ist der einzige derartige See in Deutschland.

Polizeibericht.

Von Joseph Roth.

Vor ein paar Tagen starb im Wartesaal vierter Klasse des Schlesienschen Bahnhofes der zweiundvierzig Jahre alte ukrainische Bauer Dieksa Solonento. Ein Paket Briefe aus der Heimat, einen Paß mit zweiunddreißig Sichtvermerken und Stempeln und eine Halskette aus amerikanischem Doublegold fand bei ihm die Polizei. Aus den Papieren des Toten — so berichtete sie — geht hervor, daß Dieksa Solonento nach zweiundzwanzigjährigem Aufenthalt in Brasilien in seine ukrainische Heimat, nach Ostgalizien, zurückkehren wollte. Dieser Bericht ist aber unvollkommen. Ich möchte ihn ergänzen.

Dieksa Solonentos Dorf ist eine Straße mit sechsundsiebzig Hütten und einer Dorfpfanne, die wie ein Spielzeug aus der Knabenzeit eines Heiligen aussieht. Hinter dem Walde allerdings blinkt das Schloß wie ein Punkt, den der liebe Gott mit echter, weißer Sonnen-tinte hingetupft hat, nachdem er die beiden Häuserzeilen des Dorfes fertiggeschrieben hatte. Im Schloß wohnt der polnische Graf und in einer der sechsundsiebzig Hütten Dieksa Solonento. In Dieksas Hütte leben zwei Schweine, ein Großvater, eine graugesprenkelte, schwarze Katze, Frau Katharina und zwei Kinder, Nitka und Jossip. Dieksa Solonento ist erst zwanzig Monate verheiratet.

Dieksa hat fünf Morgen mit Weizen, Mais, Rüben und Klee. Den Weizen trägt er zur Mühle, die Maiskolben hängt er über den Winter am Dachrand seiner Hütte auf. Dann sieht das Dach aus wie eine große, kantige Narrenkappe aus Stroh mit vielen Kulturz-troddelein. Von den Rüben nähren sich die Schweine, der Großvater und die Kinder. Und den Klee verkauft Dieksa an den Wirtshausjuden.

Dieksa ist ein bescheidener Mensch: Wenn der Inspektor mit blanten Spiegelschneidern vorüberzieht, hält Dieksa den Hut in der Hand; Wenn ein Gendarmeriewachmeister vorbeifährt, hält Dieksa den Hut in der Hand; wenn der Graf trab, trab durch die Felder reitet, hält Dieksa den Hut in der Hand, so lange, bis Roß und Reiter nur noch wie eine große, schwarze Hummel am Horizontrand fliegen.

Manchmal hat der Graf den verblüffenden Einfall, umzukehren. Hält Dieksa nicht immer noch den Hut in der Hand, heult des Grafen Rohrstäben durch die Luft und trifft Dieksas Wade.

Gefällt dem Grafen Dieksas Schwein, so wird es für die Schloßküche geschlachtet. Gefällt dem Grafen Dieksas Schwein aber nicht, so gefällt ihm Dieksas Frau.

Und außerdem muß Dieksa jährlich soundsoviel Weizen an das polnische Schloß liefern. Dafür bekommt er eine Quittung. Die darf er sich aufheben.

Der Agent von der amerikanischen Gesellschaft hat rote Haare und ein gesprenkeltes Gesicht. Er sieht aus, als hätte der Himmel auf ihn Sommerprossen regnen lassen. Der Agent spricht mit Dieksa Solonento. Dieksa beschließt, nach „Branfollia“ auszuwandern. Die Schiffskarte gilt nach Pernambuco, Brasilien.

In Brasilien trifft Dieksa auf Nitka Kolohin, Iwan Lajczuk und Pantalemon Petriw. Sie arbeiten bei einem Plantagenbesitzer, der „Sennor“ heißt. Sie bauen Mais und Weizen, und die Maiskolben hängen nicht an den Dachrändern wie Troddeln, sondern an Stangen-

gerüsten. Sonst sind keine Aenderungen zu bemerken. Alle, die hier arbeiten, sind ukrainische Bauern. Sie haben eine griechische Kirche, wie daheim.

Dieksa ist ein bescheidener Mensch: Wenn der Schreiber vom Amt vorübergeht, hält Dieksa den Hut in der Hand; wenn der Hausverwalter mit breitem Strohhut, lang und dünn, wie ein lebendig gewordener Regenschirm, den Weg beschattet, hält Dieksa den Hut in der Hand; wenn der Aufseher zu schimpfen beginnt und Fluchdampf prustet, hält Dieksa den Hut in der Hand; wenn der Sennor trab, trab durch die Felder reitet, hält Dieksa den Hut in der Hand, so lange, bis Roß und Reiter nur noch wie eine große, schwarze Hummel am Horizontrand fliegen.

Fünfzehn Jahre lebt Dieksa in Brasilien. Briefe nach Hause schreibt Pantalemon Petriw, der etwas gelernt hat. In den Briefen steht, daß Katharina die Schweine pflegen soll und die Jungen prügeln. Er, Dieksa, würde bald nach Hause kommen und ihnen schon zeigen.

Darauf erwidert Katharina: Ein Schwein ist bereits erkrankt, die Kinder wachsen, der Großvater lebt höchstens noch zwei Wochen, und Kasia, die Tochter des Schusters, hat ein Kind vom Grafen bekommen und ist in die Stadt gegangen, als Amme.

Diesen Brief liest Pantalemon Petriw, der etwas gelernt hat, dem Dieksa siebzehnmal vor, und dann kann Dieksa Wort für Wort den ganzen Brief auswendig.

Um sich zu überzeugen, daß dem wirklich so sei, läßt sich Dieksa den Brief noch einmal vorlesen.

Dann bekam Dieksa keine Briefe mehr, und die Zeitungen schrieben, es sei Krieg.

Nach fünf Jahren erzählt der Verwalter, daß zwar der Krieg aufgehört, aber die Revolution begonnen habe. Die Bauern hätten das Land aufgeteilt, und die polnischen Grafen wären flücht.

Da bekam Dieksa Sehnsucht nach Katharina, dem Schwein und den Buben. Er wollte wissen, ob wenigstens einer von ihnen im Kriege Gefreiter geworden.

Am Abend desselben Tages kommt Pantalemon Petriw mit einer Mundharmonika daher und bläht eine alte Kolomejka.

Also packt Dieksa Solonento seine Ersparnisse — achthundertsechundsiebzehn Dollar — zusammen und klettert in Pernambuco aus dem Zug.

Wenn ich nach Hause komme, denkt Dieksa, ziehe ich in des polnischen Grafen Schloß und rede portugiesisch. „No, Sennor,“ werde ich sagen.

Damit die Leute sofort wissen, daß ich portugiesisch spreche, kaufe ich mir einen neuen Anzug.

An eine silberne Kette mit Herzanhängel heftet er eine riesige Zwiebeluhr, die so laut hämmert, wie ein fleißiger Dachdeckergehilfe.

In die linke obere Rocktasche schiebt Dieksa ein schönes, rotes Taschentuch mit dem amerikanischen Sternenbanner in der Mitte.

In Berlin muß Dieksa Solonento sich nach einem Passivum umsehen. Er steht zwei Tage vor fünf Aemtern, dann zwei Stunden vor einem Herrn, der genau so aussieht, wie der polnische Graf.

Dann kann er weiterfahren; vom Schlesienschen Bahnhof aus.

Wer weiß, ob man ihn dort wird fahren lassen, denkt Dieksa. Sein Zug geht erst in fünfzehn Stunden. Also kann er noch einen Tee trinken.

Während er den Tee schlürft, hört er plötzlich Pantalemon Petriw die Kolomejka spielen. Und er sieht ein totes Schwein. Und sein Sohn ist wirklich Gefreiter. Und der Graf reitet durch die Felder und hat den verblüffenden Einfall, umzukehren. Dieksa hat aber den Hut nicht abgenommen, weil er ja soeben aus „Branfollia“ gekommen ist.

Davon wird dem Dieksa so zum Sterben heiß, daß er stirbt.

Er steigt im Himmel, und der Himmel ist eigentlich ein riesiges, blaues Taschentuch mit einem amerikanischen Sternenbanner. Und die Sterne sind aus rotem Doublegold.

Da nimm Dieksa den Hut ab und hält ihn in der Hand.

„Warum hältst du so den Hut in der Hand?“ fragt ihn der liebe Gott.

„Lieber Gott,“ sagt Dieksa, „vielleicht reitet der Herr Graf vorüber....“

Es muß . . .

Vorwärts, vorwärts unverzagt,
ob sich Wolken vor dir türmen,
ob der Fels zum Himmel ragt,
dennoch, dennoch mußt du stürmen!
Tief hinein in dunkle Nacht,
trotzend Mühen und Beschwerden;
endlich doch der Sieg dir laßt —
es muß durchgebrochen werden!

Jeden Schritt vom Felsgestein
mußt du mühsam los dir ringen.
Schwingst du leß die Waffe dein,
wirft den Felsen du bezwingen.
Nimmer raffen, nimmer ruhn,
Schritt für Schritt mit den Gefährten,
stark durch einig-gleiches Tun! —
Es muß durchgebrochen werden!

Konserven, die ihrem Namen Ehre machen. Im Jahre 1825 hatte der britische Polarforscher Sir Edward Parry auf einer seiner Fahrten, auf der er den Wellingtonkanal und die Barrowstraße entdeckte, zwei Konservenbüchsen im Eise liegen lassen, die James Clarke Kof in Jahre 1831 auf der mit seinem Onkel Sir John Kof unternommenen Polarexpedition, die zur Entdeckung des magnetischen Nordpols führte, wiederfand und zwei Jahre später dem Kapitän des Hilfsschiffes „Isabella“ schenkte. Dieser übergab die beiden Büchsen, die er in der sicheren Annahme, daß ihr Inhalt verdorben sei, nicht geöffnet hatte, zur Erinnerung an die Reisen Parrys und Kofs dem Museum von Hull. Hier blieben sie als Museumsstücke unbeachtet, bis im Jahre 1913 der Direktor des Museums der Neugierde, sich von dem Zustande der Büchsen zu überzeugen, nicht länger widerstehen konnte. Er fand in der einen Büchse geräuchertes Rindfleisch und in der anderen Erbsenbrei, beides in tadellosem Zustande. Wie eine Kostprobe ergab, hatten die Konserven während der fast hundertjährigen Lagerung auch an Wohlgeschmack nicht das geringste eingebüßt. Damit war der Beweis erbracht, daß sich Konserven unter besonders günstigen Umständen unbegrenzte Zeit genießbar halten können; zu diesen günstigen Umständen gehört in vorliegenden Falle das Vorhandensein einer dicken Fettschicht, mit der der Inhalt der Büchsen luftdicht abgeschlossen war, eine Vorsichtsmaßnahme, die nicht das Wenigste dazu beigetragen haben mag, dem Büchseninhalt seine ungewöhnliche Haltbarkeit zu sichern.

Erdkunde

Der Tanz der Pole. Schillers Wort vom „Ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ ist uns so geläufig geworden, daß wir einen Pol als das Sinnbild des Steigen, Unbeweglichen, ansehen. Aber die Pole ruhen keineswegs, sondern man kann von einem „Tanz der Pole“ sprechen, da die beiden Pole der Erde, d. h. jene Oberflächpunkte unseres Planeten, an denen seine Achse in den Weltraum hinausdringt, in unregelmäßigen Linien herumschwanken. Näheres über diese sehr bedeutame Polbewegung der Erde bringt Mag. Walter in einem Aufsatz der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ bei. Wenn ein Forschungsreisender tatsächlich an den Nord- und Südpol gelangte und in der Lage wäre, den Ort des Poles auf den Zentimeter genau zu bestimmen, wenn er dann an der so berechneten Stelle einen Pflock einschläge — was freilich nur an dem auf dem Lande liegenden Südpol möglich ist, während der Nordpol durch eine bewegliche, freischwimmende Eisscholle darge stellt wird — so würde dieser Reisende bei einer Wiederkunft nach einigen Jahren feststellen müssen, daß der eingerammte Pfahl mit dem genauen Pol nicht mehr übereinstimmt. Dies ist nicht der Fall, weil sich etwa die Landscholle am Erdglobus bewegt hat, sondern weil tatsächlich der Pol innerhalb des Erdkörpers seine Lage verändert. Diese Bewegung ist nun allerdings äußerst gering; es sind nur etwa 20 Meter, innerhalb deren der Pol im Laufe von vielen Jahrzehnten in einer unregelmäßigen Schneckenslinie um seine „mittlere“ Lage gleichsam herumtanzte. Aber der scheinbar winzige Betrag ist für die Wissenschaft von allergrößter Bedeutung. Durch die „Polschwankung“ entsteht nämlich eine scheinbare spiegelbildliche Schwärkung aller Gestirne am Himmel, so daß die Orte der Fixsterne gefälscht werden. Die Astronomie braucht nun bei der heutigen Feinheit ihrer Arbeitsweisen eine fortlaufende genaue Kenntnis der jeweiligen Polschwankungsgröße, um diese Fälschung der Sternorte wieder auszumergen. Zur Berechnung der Polschwankungen ist deshalb der internationale Breitendienst eingerichtet, der sechs auf dem Breitenkreise von 39,8 Grad nördlicher Breite verteilte Stationen besitzt. Diese sind: Carloforte in Sardinien, Ischardshui in Transkaspien, Gaithsburg in Maryland, Cincinnati, Utah in Kalifornien und Mizusawa in Japan. Sodann ist die Polwanderung für die Vorgeschichte der Erde von Interesse. Ihre Ursachen sind ja noch so gut wie unaufgeklärt, und man vermutet, daß die Polschwankung vielleicht früher zu einer förmlichen Polwanderung geführt hat, durch die die sogenannten Eiszeiten hervorgerufen wurden. Diese Jahrtausende langen Zeiträume, in denen fast ganz Europa von Eis bedeckt war, würden sich daraus erklären, daß der Pol damals sehr nahe bei Mitteleuropa gewesen oder vorbeigezogen sei. Würden wir mit einer neuen derartigen Polwanderung rechnen müssen, so könnten wir mit mathematischer Sicherheit den Eintritt einer neuen Eiszeit, die alle Kultur in Europa vernichten würde, auf Jahrtausende voraus berechnen. Aber für eine solche Berechnung liegen nicht die geringsten Beobachtungen vor. Die bisherigen Polbewegungen stellen ein feinschnörkeliges Um tanzen eines mittleren Punktes dar, ohne daß ein Weiterschreiten des Poles in bestimmter Richtung festgestellt werden könnte. Wir müssen uns wohl diese Polschwankungen aus bedeutenden Massenverlagerungen im Erdinnern erklären, ohne doch über die Ursachen genauer Bescheid zu wissen.

Kulturgeschichte

Die Entartung der Kulturmenschen. Die Sorge um die körperliche Entartung der Menschheit ist durchaus nicht neu, sie wurde schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gelegentlich behandelt. In der Tat aber ist der Entartungsgedanke noch viel älter. In Gostar war es früher üblich, die silbernen Särge

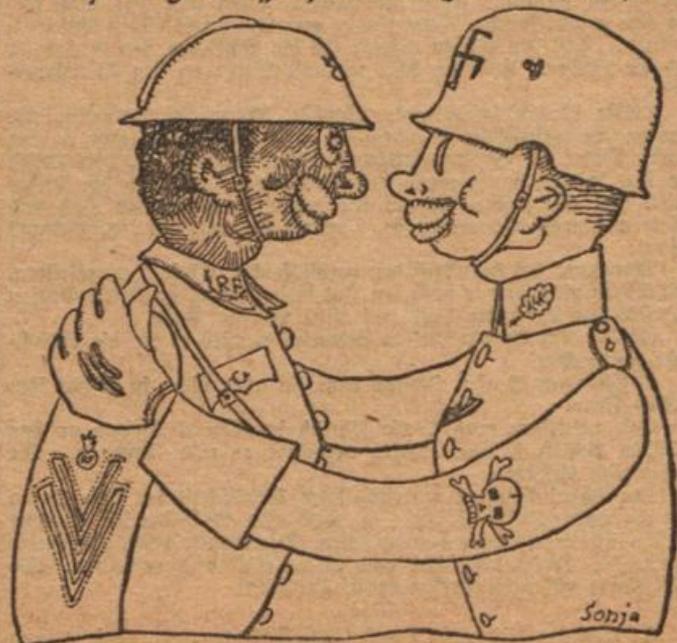
einiger Heiliger in feierlichem Umzuge durch die Stadt zu tragen. Aber im Jahre 1296 wurde beschlossen, von dieser Sitte Abstand zu nehmen, und eine alte Urkunde gibt den Grund an: daß die zunehmende Schwachheit der Menschen bei einer derartigen Prozession Nachteile für die Sargträger befürchten lasse. — Daß die Menschen früher größer und stärker gewesen seien als heute, daß sie auch länger gelebt hätten, ist ein alter Bestandteil des Volksglaubens. Die Messungen an alten Brustpanzern ergeben oft genug gerade das Gegenteil. Manche alte Ritterrüstung wäre für einen heutigen breitbrüstigen Menschen gar zu eng und zu knapp. Das überhebt uns freilich nicht der Pflicht einer sorgfältigen Beobachtung der Volksgesundheit und eines Nachdenkens über die Gründe der Veränderungen. Daß ein großer Krieg, der Millionen von gesunden, kräftigen Menschen vernichtet, dagegen die Schwächlinge am Leben erhält, für die Nachkommenschaft unerwünschte Folgen haben muß, ist leider als gewiß anzunehmen, ganz abgesehen von den Folgen der Kriegskrankheiten und der Kriegsernährung.

Naturwissenschaft

Die Ausrottung der Säugetiere. Alljährlich werden fünfzig Millionen Säugetiere, worunter lediglich wildlebende zu verstehen sind (nicht gezüchtetes Vieh), getötet, darunter 30 Millionen des Pelzes halber. Die Großtiere werden ihres Pelzes halber schon seit Jahrhunderten verfolgt, man denke nur an die amerikanischen Büffelherden; jetzt sind seit etwa zwei Jahrzehnten auch die kleineren Säugetiere an die Reihe gekommen: Eichhörnchen, Maulwürfe, Bismaraken, Opossums, Waschbären, die früher kein Mensch jagte, werden jetzt eifrig gesucht. So schwindet das Säugetierleben immer mehr aus Europa, Amerika, Asien und Afrika; in Australien war es stets schwach. Die Höhlenmenschen, die vor vierhunderttausend Jahren den Kampf gegen die Säugetiere aufnahmen, suchten Fleisch zur Nahrung, Fett zur Beleuchtung, das Fell als Wärmeschutz. Mit ihren primitiven Waffen werden sie nicht allzu große Läden in die Bestände gerissen haben. Jetzt sind es Nahrungssuche, Pelzbedarf, Industrie und Kunst, Landwirtschaft und Erntehaltung, schließlich der Jagdsport, der den Tieren das Leben unmöglich macht. In einer Saison wurden von amerikanischen Walfischjägern 12 000 Wale aus der Antarktis herausgeholt; das ist die moderne Entwicklung der tierischen Delleistung, die der Höhlenmensch einleitete. Die Veränderung der Natur, die Umwandlung des Waldes und der Heide in die Kultursteppe, die Nahrungsentziehung durch die Konkurrenz der Schafherden, die Beunruhigung durch die Hunde, das Auslegen von Gift für das sogenannte Raubzeug, das sind weitere Momente, die den Gedanken nahelegen, das Zeitalter der Säugetiere in der Entwicklung unserer Mutter Erde, das vielleicht drei Millionen Jahre gewährt haben mag, gehe zu Ende. Den Todesstoß versetzt ihnen nicht irgendeine ernsthafte Ursache, sondern die Mode. Denn die Zeiten, da man das Pelzkleid der Tiere der Wärme wegen suchte, sind längst vergangen.

Der Mensch muß der Leidenschaft zugleich fähig und mächtig sein. Die Ueberströmungen des Willens gleichen denen der Flüsse, die alle Brunnen eine Zeitlang verunreinigen. Nehmt ihr aber die Flüsse weg, so sind auch die Brunnen fort.
Jean Paul.

Schwarz-weiße Arbeitsgemeinschaft.



„Solange wir beide ungestört am Werke sind, werden die großen Zeiten kein Ende nehmen.“